

Ihering, Rudolf von

Das sociale Motiv der Mode

Die Gegenwart. Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben
Hg. von Paul Lindau, Berlin, Bd. XX, Nr. 34, (20. August) 1881, 113-115
(überarbeitet Fassung aus: *Der Zweck im Recht* (1877), Leipzig (4) 1905,
180-189)

113, l. Sp.

Untersuchungen, welche ich in letzter Zeit über die Sitte angestellt und deren Ergebnisse ich in einem Aufsatz in „Nord und Süd“ über die Sitte im Munde der Sprache (Bd. 17, April 1881) veröffentlicht habe, und auf die ich zur Ergänzung der folgenden Darstellung verweise, führten mich auf den Unterschied der Mode von der Sitte. War der Sprachgenius der modernen Völker in seinem Recht, wenn er den Sprachschatz um einen neuen Ausdruck bereicherte, den die früheren Völker nicht kannten, that es Noth, die Mode von der Sitte abzuschneiden? War es bloß das äußere Moment der Abweichung beider, das er damit zu betonen gedachte: eine eigenthümliche äußere Art der Gestaltung der Sitte, die uns nicht hindern würde, die Mode der Sitte zuzuzählen, oder ein inneres Moment, welches sie dem Bereich der Sitte enthebt und sie zu ihr qualitativ in Gegensatz stellt, mit andern Worten: bildet die Mode eine Art der Sitte oder einen *Gegensatz* zu ihr?

Auf diese Frage sollen die folgenden Ausführungen Antwort ertheilen, indem sie das eigenthümlich sociale Motiv der Mode, das Zweckmoment derselben im Gegensatz zur Sitte darlegen.

Unter der Sitte verstehe ich diejenigen Normen, welche die Gesellschaft im Interesse ihres gedeihlichen Bestehens aufstellt und durch die Zwangsgewalt der öffentlichen Meinung verwirklicht. Von dem Recht unterscheidet sich die Sitte dadurch, daß ersteres durch die Staatsgewalt mittelst äußeren Zwanges, letztere durch die Gesellschaft mittelst des psychologischen Zwangsmittels der öffentlichen Meinung verwirklicht wird. Dieses letztere Kriterium theilt sie mit der Moral, sie unterscheidet sich von ihr dadurch, daß letztere das durch die Zwecke der Gesellschaft *unmittelbar* Gebotene zum Gegenstand hat, während die Sitte dasselbe nur *mittelbar* fördert. Ich überhebe mich der genaueren Ausführung dieses Unterschiedes, den ich an anderer Stelle weiter begründen werde, und theile nur die Formel mit, in die ich die Resultate meiner darauf gerichteten Untersuchungen concentrirt habe: die *Sitte ist die Sicherheitspolizei des Sittlichen*. Wie die Sicherheitspolizei sich zur Strafrechtspflege, so verhält sich die Sitte zur Moral, beide haben lediglich einen *prophylaktischen* Zweck, sie verbieten nicht das *Schädliche*,

sondern das *Gefährliche*. Die Uebertretung der Sitte enthält nicht schon an sich das Unmoralische, aber das Unmoralische kann leicht daraus entstehen, und dieser Gefahr sucht sie vorzubeugen in derselben Weise, wie die Sicherheitspolizei dem Verbrechen - beide verstellen den Abweg zum Schädlichen.

113, r. Sp.

Der Besitz von Giften, das Betreten von Lagerräumen, Scheunen u. s. w. mit offenem Licht und vieles Andere, was die Polizei verbietet, ist nicht an sich schädlich, alles dies ist möglich, ohne daß sich die geringste nachtheilige Folge daran knüpft, während das Verbrechen stets Schaden stiftet. Aber die Polizei weiß, warum sie es dennoch verbietet, und ebenso weiß die Sitte, warum sie Handlungen verbietet, die nicht an sich unsittlich sind - beide zielen damit auf einen Zweck, der über sie selbst hinausgeht.

Eben durch diesen wichtigen Dienst, den die Sitte der Gesellschaft leistet, charakterisirt sie sich als eine social werthvolle Institution, als eine Ergänzung des Rechts und der Moral, und eine Lockerung der Sitte ist, wenn letztere auch das Sittliche nicht direkt zum Inhalt hat, doch nicht möglich ohne Gefährdung der Sittlichen, wie die Sprache richtig erkannt hat, indem sie Sitten-losigkeit und Unsittlichkeit identificirt.

Damit haben wir den Maßstab, um die Mode zu messen und die Frage zu entscheiden, ob sie zur Sitte gehört. Ist die Mode eine social werthvolle Institution?

Die Mode stimmt darin mit der Sitte überein, daß sie für diejenigen Kreise, für welche sie überhaupt in Betracht kommt, eine *zwingende Gewalt* ausübt, sie ist also nicht der *Gewohnheit* zuzuzählen, deren Charakter sich dadurch bestimmt, daß sie nicht verpflichtender Art ist. Ob Jemand die in einer Gegend allgemein verbreitete Art der häuslichen Einrichtung und des häuslichen Lebens befolgen will, ist ganz seinem individuellen Belieben überlassen, das öffentliche Urtheil nimmt an einer Abweichung von dieser Weise keinen Anstoß, es respectirt innerhalb des Hauses die individuelle Freiheit, indem es diese Dinge als Geschmacksachen bezeichnet, über die nicht zu rechten sei (*de gustibus non est disputandum*). Ganz dasselbe, sollte man sagen, müsse auch gelten in Bezug auf die Art, wie Jemand sich kleidet (1), denn wer hat ein Interesse daran, sofern nur nicht die Rücksichten des Anstandes außer Acht gelassen werden? Bekanntlich gilt aber das Gegentheil, auch die Kleidung bildet einen Gegenstand der gesellschaftlichen Anforderungen, und Niemand, der den Kreisen angehört, für welche das Gesetz der Mode überhaupt existirt, kann sich denselben entziehen, ohne anzustoßen, die öffentliche Meinung zwingt ihn, den jeweiligen Typus, den die Mode für die Kleidung aufgestellt hat, zu befolgen, die

(1) Ich beschränke mich bei der folgenden Untersuchung auf den Hauptgegenstand der Mode: die Kleidung, obschon die Mode sich bekanntlich auch auf andere Gegenstände erstreckt. Es hat für mich nicht das geringste Interesse, den Umfang der Mode festzustellen, es genügt mir, an der Hauptart derselben das eigenthümliche Motiv derselben klar zu stellen.

114, l. Sp.

Mode gehört also, soweit dieses ihr Geltungsgebiet reicht, zu den von mir in dem obigen Aufsatz angenommenen vier *gesellschaftlichen Imperativen* (Mode, Sitte, Moral, Recht).

Von der Mode ist wohl zu unterscheiden die *Tracht*. Beide sind *obligatorischer* Art, aber das Motiv beider ist ein gänzlich verschiedenes, bei der Tracht ist es ein gesundes, social berechtigtes, sie gehört der *Sitte* an, bei der Mode ein ungesundes, social unberechtigtes, sie gehört nicht zur *Sitte* in dem soeben von mir entwickelten Sinn. Damit hängt als zweiter Unterschied die Verschiedenheit ihrer Dauerhaftigkeit zusammen: die Tracht ist bleibend, die Mode vorübergehend. Und als dritter, daß die Tracht nicht blos durch die Sitte, sondern auch durch Gesetz vorgeschrieben sein kann.

Das Gemeinsame beider besteht darin, daß sie der Person durch das Kleid einen Stempel aufprägen, welcher die Kategorie von Personen, zu der sie gehört, äußerlich sichtbar macht ähnlich wie das Gepräge der Münzen den Metallgehalt derselben. Die Unterschiede, welche die Tracht accentuirt, sind berechtigter, die der Mode unberechtigter Art.

Der wichtigste Unterschied, den die Tracht signalisirt, ist der des Geschlechts. Die Kundgebung desselben durch die Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Tracht gehört zu den überall sich wiederholenden Erscheinungen, und ich brauche dem Leser nur anheim zu geben, sich den Zustand der Gesellschaft auszumalen, wenn beide Geschlechter sich derselben Tracht bedienen würden, um ihm die eminente sociale (im obigen Sinne sittlich prophylaktische) Bedeutung der Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Tracht klar vor Augen zu führen (1).

Ein zweiter Unterschied, den die Tracht zum Ausdruck bringt, ist der der *staatlichen Dienststellung*: die Amtstracht der Beamten, Geistlichen und die Uniform des Militärs, aber sie gehört nicht der Sitte, sondern dem Gesetz an.

Eine dritte Art ist die *Volkstracht*. Ihr Gebiet hat sich im Laufe der Zeit mehr und mehr verringert, und bei den modernen Culturvölkern ist sie für die höheren Kreise vollständig durch die Mode verdrängt worden. Wo sie noch besteht, hebt auch sie sich wie die beiden vorhergenannten deutlich von der Mode ab. Einmal durch ihr *Motiv*. Sie hat zum Zweck die Kundgebung der Volks- oder Stammesgemeinschaft (2) und bildet eins der äußeren Bande, welche dieselbe aufrecht erhält, einen Träger der historischen Continuität des Volkslebens. Der Angehörige eines Volksstammes, bei welchem eine Volkstracht zur Zeit noch besteht, würde durch Lossagung von derselben eine Mißachtung des Volksthümlichen, eine Geringschätzung der Weise seiner Väter documentiren, die er dem Widerstande der öffentlichen Meinung gegenüber schwer würde aufrecht erhalten können. Das zweite Moment, welches die Volkstracht von der Mode unterscheidet, ist ihre *Dauerhaftigkeit*. Manche Volkstrachten haben sich durch viele Jahrhunderte hindurch behauptet, während die Moden oft kaum nach Jahren zählen; die Volkstrachten der Montenegriner, Albanesen u. A. haben unzählige Moden der civilisirten Völker überlegt.

In diesem Moment der Dauerhaftigkeit ist das große Uebergewicht gelegen, welches der Volkstracht in ästhetischer Beziehung der Mode gegenüber zukommt. Jene hat Zeit, einen gewissen Typus der Kleidung vollständig durchzubilden und

etwas wirklich Schönes und Charakteristisches zu schaffen, während die Mode, die aus einem Grunde, den wir unten kennen lernen werden, stets ihr eigenes Werk rasch wieder zerstört und von einem Extrem ins andere springt, die etwai- gen Ansätze zum Schönen nie weiter verfolgen kann, sondern, kaum erfasst, wie- der fallen läßt.

(1) Im mosaischen Recht ist die Innehaltung dieser Verschiedenheit ausdrücklich vorgeschrieben, 5. Mos. 22,5: Ein Weib soll nicht Mannesgeräte tragen, und ein Mann soll nicht Weiberkleidung anthun. Denn wer solches thut, ist dem Herrn, deinem Gott, ein Gräul.

(2) Darum war bei den Römern der Gebrauch der römischen Volkstracht, der Toga, den Fremden und Sklaven untersagt, und selbst der Exilirte mußte sie sofort ablegen, weil er aufgehört hatte römischer Bürger zu sein.

114, r. Sp.

Wir gehen zur näheren Betrachtung der Mode über. Während die Tracht dauernd ist, irrt die Mode unausgesetzt ruhelos umher, um stets Neues aufzusuchen. Aber nicht etwa ein solches, welches geschmackvoller wäre, als das Bisherige, sondern ihr ist es nur um das Neue als solches zu thun, sie schrickt selbst davor nicht zu- rück, das gefundene Schöne und Geschmackvolle mit dem Häßlichen und Ge- schmacklosen zu vertauschen und Formen der Kleidung zu erfinden, die mit den von der Natur durch die Gestalt des menschlichen Körpers vorgezeichneten Grundlinien der Bekleidung im schroffsten Widerspruch stehen. Während sonst jede Cultur auf der Continuität der Entwicklung beruht, auf dem Festhalten und der sorgsamten Pflege und Fortbildung des einmal Gewonnenen, sagt sich allein die Mode davon los, um im regellosen Zickzack, im wilden Taumel hin- und her- zuspringen, jede ebengewonnene Position sofort wieder opfernd, und selbstmör- derisch ihr kaum erdachtes Werk zerstörend. Die Chinesen bezeichnen eine Art der Sitte, die ihrem Sinn nach unserer „Tagesströmung“ gleichkommt, als Wind (*füng*) (1), die Bezeichnung wäre wie gemacht für die Mode.

Worin hat diese seltsame Verwirrung ihren Grund? Offenbar muß derselbe zwin- gender Art sein. Ist es die Freude an der Veränderung, der Reiz der Neuheit? Es ist ja richtig, daß der Mensch die Veränderung liebt, daß er von Zeit zu Zeit etwas Neues sehen und erleben muß, wenn er frisch bleiben soll, sowie ferner, daß die- ser Trieb sich mit fortschreitender Cultur steigert. Der Gebildete ist unstäter, ver- änderungsbedürftiger als der Ungebildete, er verlangt ewig neue Anregung, neue Eindrücke, wenn ihm das Leben nicht schaal werden soll, und dieser Charakter- zug bewährt sich wie bei Individuen so auch bei Völkern. So könnte man es ja vielleicht erklären, daß die Volkstracht bei ungebildeten, die Mode bei gebildeten Völkern ihren Sitz ausschlägt. Allein wenn dies der richtige Grund wäre, so müßte sich die Mode bei allen Völkern auf einer gewissen Culturstufe wiederholen, und doch haben die Römer selbst auf der höchsten Stufe ihrer Cultur die Mode in un- serem heutigen Sinne nicht gekannt. Man hat zwar auch bei ihnen von einer Mode gesprochen (2), allein meines Erachtens mit Unrecht. Man verwechselt dabei das allmähliche Aufkommen des Neuen, das Erfinden und das Nachahmen fremder Trachten, von dem uns allerdings die römischen Schriftsteller zu berichten wissen, mit der Mode. Ich kenne kein einziges Zeugniß, welches uns die beiden charakte- ristischen Züge derselben: die Kurzlebigkeit und die zwingende Macht derselben für die entsprechenden Gesellschaftskreise namhaft machte. Keine römische Ma-

trone war, wie es unsere heutige Frauenwelt der gebildeten Kreise in der That ist, genöthigt, die Mode mitzumachen; nicht diejenigen Frauen fielen in Rom auf, welche an der hergebrachten Tracht festhielten, sondern diejenigen, welche sie verließen, und daß erstere dies vermochten, zeigt, daß es eine Mode in unserem heutigen Sinne nicht gab, heutzutage wäre dies unmöglich. Damit verträgt sich vollkommen, daß auch das Neue in Rom seinen Reiz ausübte, daß der Geschmack, der Schönheitssinn und die Erfindungskraft des weiblichen Geschlechts in Schmuck und Kleidung sich aufs ausgiebigste bethätigte, und daß selbst die althergebrachte Tracht im Laufe der Zeit allerhand Wandlungen erfuhr. Alles dies hat mit der Mode in unserem heutigen Sinn nichts zu schaffen.

Um das Wesen der heutigen Mode zu begreifen, darf man nicht auf Motive *individueller* Art zurückgreifen, wie es die bisher aufgeführten sind: Veränderungslust, Schönheitssinn, Putzsucht, Nachahmungstrieb. Es ist zweifellos, daß diese Motive sich zu den verschiedensten Zeiten in extravagantester Weise an der Gestaltung der Kleidung, und zwar in erster Linie der weiblichen, versucht haben, sie haben den Satirikern aller Culturvölker von jeher den reichsten Stoff dargeboten. Aber die Mode

(1) Nach einer Mittheilung, die ich der Güte des Barons von Gabelentz, Professor in Leipzig, verdanke.

(2) Marquardt, Röm. Privatalterthümer, Abth. 2., Leipzig 1867, S. 177.

115, l. Sp.

in unserem heutigen Sinne hat keine individuellen Motive, sondern ein *sociales* Motiv, und auf der richtigen Erkenntniß desselben beruht das Verständniß ihres ganzen Wesens. Es ist das Bestreben der *Abscheidung* der *höheren* Gesellschaftsklassen von den *niedereren* oder richtiger den mittleren, denn die unteren kommen dabei nicht in Betracht, da die Gefahr einer Verwechslung mit ihnen sich schon von selbst ausschließt. Die Mode ist die unausgesetzt von neuem aufgeführte, weil stets von neuem niedergerissene Schranke, durch welche sich die vornehme Welt von der mittleren Region der Gesellschaft abzusperren sucht, es ist die *Hetzjagd der Standeseitelkeit*, bei der sich ein und dasselbe Phänomen unausgesetzt wiederholt: das Bestreben des einen Theils, einen wenn auch noch so kleinen Vorsprung zu gewinnen, der ihn von seinen Verfolgern trennt, und das des andern, durch sofortige Aufnahme der neuen Mode denselben wiederum auszugleichen.

Daraus erklären sich die charakteristischen Züge der heutigen Mode. Zuerst ihre *Entstehung* in den höheren Gesellschaftskreisen und ihre Nachahmung in den mittleren. Die Mode geht von oben nach unten, nicht von unten nach oben, die höheren Kreise sind die „tonangebenden“, wie es heißt. Ein Versuch der mittleren Klassen, eine neue Mode aufzubringen, würde selbst mit Hülfe noch so wirksamer ästhetischer Motive niemals gelingen, den höheren würde nichts erwünschter sein, als wenn jene ihre eigene Mode für sich hätten(1).

Sodann der unausgesetzte *Wechsel* der Mode. Haben die mittleren Klassen die neu aufgebrachte Mode adoptirt, so hat sie aus dem angegebenen Grunde ihren Werth für die höheren verloren, das Unterscheidungsmerkmal hat aufgehört es zu sein, wie das Feldgeschrei, das dem Feinde bekannt geworden ist, es bedarf daher eines neuen. Darum ist *Neuheit* die unerläßliche Bedingung der Mode, wenn sie ihren

Zweck erreichen soll. Selbst das Häßlichste und Geschmacklose findet um diesen Preis Zutritt, wenn das Schöne sich erschöpft und den Vorzug der Neuheit verloren hat. Die Lebensdauer der Mode bestimmt sich im entgegengesetzten Verhältniß zur Raschheit ihrer Verbreitung, ihre Kurzlebigkeit hat sich in unserer Zeit in demselben Maße gesteigert, als die Mittel zu ihrer Verbreitung durch unsere vervollkommenen Communicationsmittel gewachsen sind. Zur Zeit als es noch keine Eisenbahnen gab, welche täglich Tausende von Kleinstädtern in die großen Städte bringen und die neuen Moden in Gestalt von Modejournalen und Mustern sofort über die ganze Welt verbreiten, war das Tempo der Mode ein ungleich langsames als heutzutage, wo dasselbe eine rapide Geschwindigkeit angenommen hat, welche sich zu der früheren verhält wie die heutige Eisenbahn zur alten Reichspost.

Aus dem angegebenen socialen Motiv erklärt sich endlich auch der dritte charakteristische Zug unserer heutigen Mode: ihre vielgescholtene und doch willig ertragene *Tyrannie*. Die Mode enthält das äußere Kriterium, daß man, wie der Ausdruck lautet, „mit zur Gesellschaft gehört“. Wer darauf nicht verzichten will, muß sie mitmachen, selbst wenn er aus ästhetischen oder Zweckmäßigkeitsgründen eine neu aufgekommene Gestaltung derselben noch so sehr verwirft. Eben darauf, daß die Mode die Unterordnung der eigenen besseren Ueberzeugung unter das als verkehrt Erkannte erfordert - das *sacrificium intellectus* in Sachen des Geschmacks und der Zweckmäßigkeit - beruht es, daß der Sprachgebrauch ihre Herrschaft ganz zutreffend als „Tyrannie“ und diejenigen, die sich ihr willenlos unterordnen, als „Sklaven“ der Mode bezeichnet, sie ist nicht eine bloße *Herrin*, wie es die Schönheit und die Wahrheit ist, der man sich unterordnet, weil ihre Herrschaft eine berechnete ist und als solche erkannt wird,

(1) Was sie aber gleichwohl nicht abhält, in der Kloake des Pariser Demimondethums nach neuen Mustern zu suchen und Moden aufzubringen, welche den Stempel ihres unzünftigen Ursprungs deutlich an der Stirn tragen, wie Fr. Vischer in seinem, wegen der unverhüllten Art, wie er die Sache beim rechten Namen nennt, vielgetadelten, meines Erachtens aber eben darum höchst verdienstlichen Aufsatz über die Mode in „Nord und Süd“ 1878, Bd. 4, S. 365 u. fl. schlagend nachgewiesen hat.

115, r. Sp.

sondern sie ist eine *Tyrannin*, deren Macht man als unberechtigt anerkennt und die man dennoch schwach genug ist zu ertragen.

Damit ist der Mode ihr Urtheil gesprochen. Die Macht der Sitte theilend, die der Moral vielfach überbietend, verdankt sie die Macht, welche sie ausübt, nicht gleich ihr gesellschaftlich berechtigten Motiven, sondern dem unlauteren Zuge der Standeseitelkeit. Gelangten die Stände, welche schwach und thöricht genug sind sie nachzuahmen, zum Gefühl ihrer Würde und Selbstachtung, welches sich daran bewährt, daß man nichts anderes *vorstellen* will, als was man ist, so wäre es um die Mode geschehen, und die Schönheit könnte wiederum ihren Sitz ausschlagen, wie sie ihn bei allen Völkern behauptet hat, welche die Mode in unserem heutigen Sinn nicht kannten, weil sie entweder nicht das Bedürfniß fühlten, die Standesunterschiede durch die Kleidung zu accentuiren oder, wo es geschah, verständlich genug waren, sie zu respectiren.